

Deborah Feldman  
JUDENFETISCH



Deborah Feldman

JUDEN  
FETISCH

Luchterhand

Die Namen und sonstigen Erkennungsmerkmale aller Personen in diesem Buch, die nicht explizit ihrer Nennung zugestimmt haben, wurden aus persönlichkeitsrechtlichen Gründen geändert. Wenngleich auch alle in diesem Buch beschriebenen Vorkommnisse auf wahren Begebenheiten beruhen, so wurden doch bestimmte Ereignisse verkürzt, verdichtet oder neu angeordnet, um aus künstlerischen Gründen den Fluss der Erzählung bestmöglich zu gewährleisten und die Identität der in sie involvierten Personen zu schützen und das Werk insgesamt unter den Schutz der Kunstfreiheit zu stellen.

Jeder einzelne Dialog ist, entsprechend meiner genauesten Erinnerung und in meinen eigenen Worten als Autorin, eine bestmögliche Annäherung an die Form, in der er tatsächlich stattgefunden hat. Einige wenige Textpassagen dieses Buches kamen in abweichenden Versionen in Zeitungsartikeln und Reden vor, sie sind hier erweitert und in den Erzählfluss eingegliedert worden.

*Für Frank*



### *Was ist der Zweck Ihrer Reise?*

Wir haben den April 2022; gerade sind die Osterferien zu Ende gegangen, dieses Jahr sogar zeitgleich mit den jüdischen Feiertagen zu *Pessach*. Ich befinde mich vor der Kontrolle am Ben Gurion-Flughafen. Anders als in den USA reicht es hier sicherlich nicht mit einem einfachen »Business or pleasure«; hier möchte man von mir alles ganz genau wissen, ich kenne das schon von früheren Ankünften. Nach meiner Erfahrung gelten zwei Sorten Reisende als höchst verdächtig: die offensichtlich arabischstämmigen mit westlichen Pässen sowie Juden mit denselben. Ich reise obendrein mit meinem deutschen Pass an, da mein amerikanischer inzwischen abgelaufen ist. Von daher habe ich dem Personal gegenüber die gefälligste Erklärung meiner Anwesenheit parat:

*Ich bin zur Yad Vashem-Zeremonie eingeladen.*

Und siehe da, die Worte wirken tatsächlich wie ein Zauberspruch. Ich darf sofort weiterziehen. Ich bin so überrascht, dass ich kurz erstarre, dann vergewissere ich mich vorsichtshalber, ob ich das Abwinken des gleichgültig wirkenden Personals richtig verstanden habe. »Ich darf gehen?« Der Ankömmling hinter mir, der nun trotz der Abstandslinien auf dem Boden

drängt, klärt die Sache für mich, indem er seinen Pass durchs Fenster schiebt, noch ehe ich den Platz freigeben kann. Weiter vorne wartet bereits meine Begleitung ungeduldig; das System hat ihn auf digitalem Weg ohne jeglichen Alarm durchgeschleust, während schon beim ersten Einscannen meines Passes der Bildschirm mir befahl, das Personal aufzusuchen.

Zum ersten Mal, seit das Coronavirus sich in der ganzen Welt breitgemacht hat, bin ich wieder in Israel. Beim letzten Mal, Anfang 2020, war das Virus schon Thema in allen Zeitungen und meine Abreise nach Berlin dramatisch, die Stimmung im Flugzeug angespannt. Ich trat meinen Rückflug an, wenige Stunden bevor eine Regenflut die Straßen von Jafo, wo ich eine Woche verbracht hatte, in wütende Flüsse verwandelte. Damals hatte ich mir noch gar nicht vorstellen können, oder wollen, was diese Nachrichten für die Welt und für mich bedeuten würden. 2019 hatte ich mit dem Schreiben eines Romans begonnen, in dessen Zentrum eine Art anti-messianische Figur namens Miriam stand, die mich auf fast trotzige, jedenfalls unerwartete Weise, immer wieder nach Jerusalem lockte, und als die israelischen Grenzen dann im Frühjahr 2020 schlossen, sah ich mich in meinem noch tastenden Unterfangen ganz plötzlich abgebremst. Ich bemühte mich trotzdem und werkelte weiter an einer Geschichte, die allerdings noch immer einer vollständigen Karte bedurfte, wie mir inzwischen klar geworden ist.

Zwei Jahre verstrichen, in denen es mir so vorkam, als würden die Grenzen nie wieder für mich offen sein, und das hatte fast etwas Symbolisches: Israel nun für immer unerreichbar, und ich, die Jüdin, dazu verdammt von der Geschichte, sich zu spät auf den Weg gemacht zu haben.

Denn seit es Israel gibt, geht es für die im Ausland lebenden Juden zumindest halb im Ernst um genau diese Frage: Gehe ich jetzt dorthin, oder warte ich noch ab? Die Angst, sich zu spät zu entscheiden, begleitet einen immer. Daher stammt das Bild des gepackten Koffers heutzutage: Man ist bereit, sofort nach Israel zu ziehen, sobald es einem zu unbehaglich wird in der Diaspora, wichtig ist, dass er griffbereit ist. Ich allerdings habe keinen gepackten Koffer; früher war ich vielleicht in dieser Hinsicht noch sehr beweglich, aber heute bin ich in Berlin mit lauter schweren Gegenständen und unverbrüchlichen Verbindungen erstaunlich sesshaft geworden.

Als die israelische Regierung dann Anfang 2022 ankündigte, Geboosterte alsbald die Einreise zu gewähren, hatte ich mich umgehend zu meiner Hausärztin begeben, um mich so schnell wie möglich impfen zu lassen, damit ich der vorgesehenen Regelung entsprechen konnte. Ich wusste schon, dass mein Roman ein Eigenleben entwickelt hatte, die Geschichte hatte schon von Anfang an ziemlich hartnäckig darauf be-

harrt, eine andere zu werden, ich wusste, sie würde sich meinen Zählungsversuchen zur Wehr setzen, und deshalb hatte ich diese Reise organisieren lassen: Eigentlich war es darum gegangen, einen lange vereinbarten Arbeitsauftrag in Tel Aviv anzutreten, der seit dem Einsetzen der Pandemie immer wieder verschoben worden war, Honorar und Reisekosten inklusive. Nun war dieser Auftritt vor zwei Tagen schon wieder abgesagt worden, diesmal auf Grund eines Terrorangriffs in der Stadt. *Bitte treten Sie die Reise dennoch an*, hatte man mich ermutigt; schon bald wolle man außerdem einen Ersatztermin vereinbaren, und ich sagte natürlich nicht das, was ich immer noch denke, nämlich dass wer auf Grund von Terrorangriffen in Israel Termine absagt, auf Planungen sowieso verzichten kann.

In Israel hätte ich als Repräsentantin auftreten sollen, als Beweis des wieder gedeihenden jüdischen Lebens in Deutschland – wozu ich immer wieder aufgefordert werde, um dann unweigerlich eine Enttäuschung auszulösen, denn ich kann keine Anzeichen für das jüdische Leben anbieten: keine bestimmten Kleidungsmaßnahmen, keine Bräuche, keine geheimen Rituale, die nur hinter den Kulissen ausgelebt werden. Ich bin Jüdin nur entsprechend der Bezeichnung: meine Identität existiert eigentlich nur im Akt ihrer Zuschreibung, sie bezieht sich auf eine Erfahrung, die ich gemacht habe, aber nicht mehr mache; sie ist also nur in

der Meta-Erfahrung verankert, diese Zuschreibung von außen erdulden zu müssen. Da hat sich im Prinzip seit dem Zweiten Weltkrieg wenig verändert; auch damals hatten die Menschen kaum eine Wahl, ihre Identitäten selbst zu bestimmen, heute werden sie einem im Namen der Wertschätzung und Pluralität leider immer noch auferlegt. Ein Mensch sollte frei sein, seine Identität in der Mehrheitsgesellschaft auszuleben, ganz klar, aber sollte er oder sie nicht auch frei sein, diese abzustreifen, wenn ihm oder ihr danach ist?

Ich sollte also nach Israel fliegen, um den Leuten *den neuen deutschen Juden* zu zeigen, Produkt der eigenen Herstellung sozusagen, neben dem Mercedes und der beliebten Boschmaschine, die meine Großmutter als einzige Ausnahme des Deutschlandboykotts in unserem Haus erlaubte, weil sie den Teig für die *Challah-Laibe* so unermüdlich kneten konnte. Ich wiederum trete etwas weniger unermüdlich für diese deutsche Sache ein, um jedes Mal zu erklären, dass mein Leben wenige Merkmale vorzeigen kann, die diese fantasievollen Kriterien des *Jüdischseins* erfüllen, und dass das Ganze *deutsch-jüdisch* zu nennen, nur ein Beweis dafür wäre, wie sehr wir uns noch nach Erzählungen von Verschiedenheiten sehnen, nach Geschichten von Zugehörigkeiten und Verfremdungen. Es ist genau diese Sehnsucht, die meinem Leben im Wege steht, die mich immer wieder zurück auf meinen Platz verweist, wie ein Schulmädchen im Internat, aber falls sie bei mir

diese mysteriöse Israel-Anziehung erklärt, bin ich genauso in ihr verstrickt und darf als Allerletzte den Finger zum Vorwurf heben.

Verständlicherweise freue ich mich aber, Tel Aviv nun vollständig ausweichen zu dürfen. Ich muss dieses Mal doch nicht Repräsentantin spielen, ich muss mich nicht den israelischen Juden als Diaspora-Jüdin gegenüberstellen. Ich werde stattdessen untertauchen, ich werde jetzt direkt nach Jerusalem fahren, an den Ort, an dem meine Romanfiguren so lange orientierungslos herumgeisterten, auf der Suche nach ihrer Erlösung, oder nach meiner eben, schwer zu sagen.

Um mich herum erzählt man sich schon seit einer Weile inbrünstig, ja nahezu beschwörerisch, dass die Normalität sehr bald zurückkehren werde. Nach den Ereignissen der letzten Zeit zweifele ich aber noch daran, und sicherlich fühlt sich diese Ankunft alles andere als normal an. Ich muss mich noch am Flughafen testen lassen, um einreisen zu dürfen, und danach vierundzwanzig Stunden in meinem Hotelzimmer eingesperrt auf das Ergebnis warten. Ärgerlich, aber nicht unzumutbar, denke ich und schreite folgsam zum Testzentrum. Immerhin hat die Kontrolle nur ein paar Sekunden gedauert. Beim letzten Mal waren es drei Stunden gewesen.

Das Testen findet in einer riesigen Halle statt, vermutlich ein umgebautes ehemaliges Lagerhaus, mit hohen Decken aus Blech, sodass die surrenden Klimageräte verheerend unwirksam sind. Ich fange sofort an zu schwitzen. An drei der langen Wände sind nummerierte Schalter aufgereiht, und in der Mitte hat sich eine Schlange von ankommenden Passagieren gebildet, die jeweils darauf warten, einem dieser Schalter zugewiesen zu werden.

Ich spüre, wie meine Angst steigt, denn ich habe bereits die ultra-orthodoxen Familien bemerkt, die nun massenhaft aus dem Urlaub zurückkehren, und ich befürchte, dass die lange Wartezeit es begünstigen könnte, dass einer von ihnen mich erkennt. Aber ich muss ebenfalls gestehen, dass die verworrenen, geisterhaften Erinnerungen, die derartige Gestalten in mir wecken, eine emotionale Überforderung darstellen: in solchen Momenten fühlt sich meine Vergangenheit, sonst so wohltuend fern und verschwommen, plötzlich bedrohlich nah an, wie ein zweiter Schatten, der sich an meinen eigentlichen Schatten heranschleicht.

Ich bin gereizt und folglich etwas unfreundlich, während die Dame hinter Schalter 17 meine Daten aufnimmt, denn hinter mir steht eine Gruppe chassidischer Männer, die gerade ebenfalls zum Warten angewiesen wurde, und die Situation ist mir äußerst unangenehm. Aber die Männer sehen, dass das Personal an diesem

Schalter weiblich ist, und melden sich aufgeregt, um ihr religiöses Recht auf gleichgeschlechtliche Behandlung geltend zu machen. Sie haben sich bereits anderweitig umgesehen, als die Testerin schließlich beginnt, mit ihrem langen Stab in meiner Nase und meinem Rachen herumzustochern, aber sie muss den Vorgang wiederholen, weil der erste Versuch offenbar nicht genau nach Vorschrift verlief. Ich bekomme kaum etwas davon mit, weil ich ausschließlich darauf konzentriert bin, die Reaktionen der Ultra-Orthodoxen im Raum auf meine Anwesenheit hin zu kalibrieren.

Ich schaffe es aus dem Saal, ohne mehr als ein paar schielende Blicke erregt zu haben. Beim Ausgang wieder diese Frage: *Was ist der Zweck Ihrer Reise?* Und ich wieder: *Die Yad Vashem Zeremonie*. Noch nie lief es hier für mich so glatt, eine Jüdin mit deutschem Pass, geboren in New York, die nicht einmal richtig Hebräisch spricht.

Es stimmt schon, dass ich vorhabe, die Zeremonie an dem Holocaust-Gedenktag aufzusuchen. Aber es ist nicht wirklich der Zweck meiner Reise, nicht im Sinne von einem fassbaren Ziel, wovon geredet wird, wenn man an den Sicherheitskontrollen steht. Auch der Roman reicht nicht als Begründung; meine Figuren scheinen mehr über ihre Mission zu wissen als ich selbst; warum sie mich nach Jerusalem drängen, ist mir immer noch nicht ganz begreiflich, gerade wenn man

meine anfängliche Absicht, meinen Roman ausschließlich in der Diaspora zu verorten, in Betracht zieht. Ich kann diesem Grenzpolizisten am Flughafen nicht überzeugend darstellen, warum Miriam nach Jerusalem will, obwohl sie aus Antwerpen kommt. Ich kann ihm nicht sagen, warum ich mich immer noch auf seltsame Weise hierhergezogen fühle, obwohl ich antizionistisch aufgewachsen bin und seitdem nichts wirklich Anderes erfahren habe, was diese Haltung irgendwie hätte aufbrechen können. Alle wollen einen Zweck, ohne ist man verdächtig, unerwünscht, aber die eine, einzige Antwort auf diese sich ständig wiederholende, fast schon aufdringliche Frage, warum ich hier bin, ist entweder eine, die ich nicht wissen will, oder eine, die ich nicht wissen kann. Letzteres würde mich weniger ärgern als Ersteres.

Habe ich das richtig verstanden? Du bist gerade in Israel? Ich fasse es nicht!«

Die Nachricht liest sich vorwurfsvoll, ist aber eigentlich freundlich gemeint. Sie stammt von David C. aus Groningen, und der Kontext ist folgender: Vor ein paar Wochen verbrachten wir zusammen mit seiner Schwester Rachel und einer gemeinsamen Freundin namens Carla, allesamt ursprünglich aus den USA, das Wochenende an der Côte d'Azur, wo er uns mit einer nahezu professionellen Führung durch die ehemaligen jüdischen Villen Kérylos und Ephrussi beglückte. Wir

hatten uns in den Hügeln von Èze ein Haus gemietet und sprachen dort auch über unsere verschiedenen Entscheidungen, nach Europa auszuwandern, wobei wir schnell auf das unvermeidliche Thema unseres Jüdischseins gekommen waren, was natürlich zu einem improvisierten Konzert aus alten jiddischen Liedern führte ... und bei all dem hatte ich irgendwie zu erwähnen vergessen, dass ich unmittelbar vor einer Israelreise stand. David ist nun auf Grund dieses Versäumnisses verständlicherweise empört.

Ich antworte kurz per SMS, während ich im Taxi unterwegs nach Jerusalem sitze.

»Ich hatte einen Arbeitsauftrag, der nach dem Terrorangriff kurzfristig ausfiel, aber da die Reise schon gebucht und bezahlt war, habe ich sie trotzdem angetreten.« Ich mache kurz Halt. Was für eine einfach gestrickte Erklärung – sie ist Davids wirklich nicht würdig. Ja, streng genommen ist sie stimmig. Und sie ist eine von vielen Antworten, die ich in den kommenden Tagen je nach Belieben austeilen werde, aber sie ist keine wahrhaftige Antwort, und David hat einen freundschaftlichen wie intellektuellen Anspruch auf eine eben solche Wahrhaftigkeit. Ich probiere eine andere Antwort aus, tippe sie entschlossen weiter. »Ich muss zugeben, die Stadt Jerusalem zieht mich an.«

Ist das die ehrlichste Antwort, die ich seinetwegen auftreiben kann? Ein Hinweis auf die nachvollziehbare, gewöhnlich weltweit anerkannte Anziehung, die von der schweren Mythologie dieses Ortes ausstrahlt,

die mich genauso trifft wie alle anderen, die seit eh und je hierhergepilgert sind? Bin ich denn eine gewöhnliche Pilgerin? Auf der Suche nach Transzendenz? Kann so eine Antwort David wirklich zufriedenstellen?

Wegen der Staus auf dem direkten Weg in die Stadt hat der Fahrer eine längere Umleitung gewählt, die uns nun durch die ärmeren arabischen Viertel im Norden der Stadt führt. Dies erkenne ich an den schwarzen Wassertonnen, die zwischen den weißen Satellitenschüsseln auf den Dächern der blassen Steingebäude emporlugen.

»Ich bekomme sofort Nesselsucht am ganzen Körper, wenn ich israelischen Boden betrete«, schreibt David mir nun zurück. »Ich weiß nicht, wie du das nur aushältst!«

Ich schicke ihm ein kunstvoll arrangiertes Bild von den roten Pünktchen, die tatsächlich an meinen Beinen hochklettern wie junge, sich noch entfaltende Blätter einer unsichtbaren Ranke, und als Bildunterschrift: »Ich anscheinend auch.«

Es ist aber wahrscheinlich nur ein zufällig ausgelöster Schub. Nesselsucht ist bei mir eher ein chronisches als ein auf Israel bezogenes Problem. Und überhaupt, die Anziehung wirkt doch meistens kontraintuitiv. Oft wissen wir schon im Voraus, was uns nichts Gutes verheißt, und verfolgen es trotzdem: Der Körper mag Widerstand leisten, der Geist ebenfalls, aber das Herz lässt sich selten davon abbringen.

Dauids Erklärung mag ein wenig dramatisch klingen, aber vor zehn Jahren hätte sie mich kaum überraschen können. Die amerikanischen Juden, die mich damals in New York umgaben, äußerten sich überwiegend ähnlich. Ich kannte damals keinen, der freiwillig nach Israel reiste, viel eher suchte man Anregung oder Abenteuer in Paris und Berlin. Israel war nicht unbedingt verpönt, wie es zum Beispiel bei radikalen Linken der Fall war, sondern eher ein Unthema. Und nach meiner Kindheit in einer anti-zionistischen, ultra-orthodoxen Gemeinde, in der Israel damals noch ein Tabu darstellte, hatten die links-liberalen Juden in New York, die jedwede »Szene« zu prägen schienen, diese Realität bei mir geradezu eingemeißelt. Ich habe einfach nie an Israel gedacht und hätte mir das Land keineswegs als Reiseziel vorstellen können. Selbstverständlich kaufte ich mir, als ich auf dem College das Palästina-Problem als omnipräsenten politischen Topos wahrnahm, der stellvertretend für jeden Konflikt als eine Art supra-metaphorischen Platzhalter erhalten musste, fast pflichtgemäß, ein paar Bücher zur Geschichte der Gründung Israels, um ein bisschen mehr zu erfahren. Ich las diese Bücher mit der Verwunderung und Konsternation einer Unbeteiligten und wunderte mich insgeheim über diese Tatsache: Israel war mir, einer Jüdin, vollkommen fremd – während andere, nicht-jüdische Menschen alles darüber zu wissen schienen, was es zu wissen gab, oder es zumindest behaupteten. Ich musste nachholen, um in dieser von der Israel-Debatte ge-

prägen Kultur mithalten zu können. Und doch, nachdem ich das College verließ, und damit die kulturelle Blase der akademischen Eliten, verschwand die Notwendigkeit dieser damals fleißig gewonnenen Einsichten recht zügig.

Wenn überhaupt, beschäftigte sich der Großteil der amerikanischen Juden um mich herum (will sagen: an der Nordostküste) eher mit dem Holocaust, und dadurch mit der jüdischen Geschichte Europas, mit der diese Juden sich einerseits verbunden fühlten, aber von der sie sich andererseits immer weiter entfremdeten, denn auch diese Themen schienen die jüngere Generation deutlich weniger zu interessieren. Eine Kommilitonin von mir namens Louisa, die ich in einem Literaturwissenschaftskurs kennenlernte, hatte einen jüdisch klingenden Nachnamen: Goldstein. Ich fragte deshalb vorsichtig nach – *ist dein Name jüdisch?* –, und sie schien überrascht, aber nicht betroffen von meiner Frage nach ihrer Herkunft. Meine Vermutung bestätigte sie allerdings nur bedingt, denn sie schien diese Identität ausschließlich auf ihre Eltern verlagern zu wollen. *Ja, meine Eltern sind jüdisch*, erwiderte sie. Es klang so, als müsste diese Tatsache keine Auswirkung auf ihr eigenes Dasein haben. Warum auch? Eine Identität, die nur mit der Erinnerung an eine Erfahrung zusammenhängt, aber nicht mehr mit der Erfahrung selbst, kann nur sehr mühsam fortgeführt werden; ohne die üblichen Ermutigungen verliert sie sonst je-